

Waren- und Produktberichte.

Frankfurt, 30. November. Weizen loco, holsteinischer loco 145-152 Mt. ... Hamburg, 30. November. Weizen loco rubig, do. per April 7.89 Gd. ...

Bremen, 30. November. Petroleum. Fass vollfrei. Standard white loco 8,30 Br. ... Hamburg, 30. November. Petroleum. Fass vollfrei. Standard white loco 8,30 Br. ...

Chamberlain, No. u. Co. 237, No. do. Choice Grocery 237, No. do. ... Hamburg, 30. November. Eisenblech 85 Pfa. ...

Commissionsnotizen

der Berliner Börse vom 30. Novemb. (Vormittags-Course). Rendite Bonds und Staatspapiere.

Table with columns for bond types (e.g., Reichsanleihe, Staatsanleihe) and their respective yields and prices.

Table titled 'Eisenbahn-Prioritäts-Obligationen' listing various railway bond issues and their values.

Table titled 'Bank-Aktien' listing various bank stocks and their market prices.

Table titled 'Industrie-Aktien' listing various industrial stocks and their market prices.

Anstaltliche Fonds

Table listing various institutional funds and their performance metrics.

Eisenbahn-Prioritäts-Obligationen

Table listing various railway priority bonds and their market prices.

Bank-Aktien

Table listing various bank stocks and their market prices.

Industrie-Aktien

Table listing various industrial stocks and their market prices.

Waren- und Produktberichte

Frankfurt, 30. November. Weizen loco, holsteinischer loco 145-152 Mt. ... Hamburg, 30. November. Weizen loco rubig, do. per April 7.89 Gd. ...

Deutsche Hypothekendarlehen

Table listing various German mortgage loans and their terms.

Deutsche Hypothekendarlehen

Table listing various German mortgage loans and their terms.

Deutsche Hypothekendarlehen

Table listing various German mortgage loans and their terms.

Leipziger Börse vom 30. November

Table listing various Leipzig market prices for different commodities and stocks.

Leipziger Börse vom 30. November

Table listing various Leipzig market prices for different commodities and stocks.

Tägliche Unterhaltungs-Beilage der Halleschen Zeitung
Landeszeitung für die Provinz Sachsen, für Anhalt und Thüringen.

Hallescher



Courier.

282.

Halle a. S., Freitag, den 1. Dezember.

1899.

(Nachdruck verboten.)

Auf Rammnig.

5) Roman von Hedda von Schmid.

Draußen auf der Veranda, gegen die Ranken des wilden Weins geschmiegt, stand Hilbe und lauschte dem Spiel des Fremden; doch nein — ihr war Siegfried ja kein Fremder, sie hatte immer seiner gedacht, er gehörte zu den Erinnerungen ihrer Kindheit. Dunkel wanderten die Wolken am Himmel, ab und zu zuckte ein Wetterleuchten auf, schwül und gewitterdrohend war die Nachtluft.

Hilbens weiße, leichte Gestalt hob sich von der Steinbalustrade und dem Rankengewirr schwach ab; als die Jagdbrosche vor der Treppe hielt und Hans erstaunt ausrief: „Wer spielt denn da? Horch nur, Gerhard, das klingt ja famos,“ da kauerte sich Hilbe nur noch tiefer in die Ecke der Veranda, um nicht von den Heingekehrten bemerkt zu werden, um nur noch einige Minuten länger ungestört den wundervollen Tönen lauschen zu dürfen.

Und drinnen im Saale saß Frau Rita und lauschte mit gleichem Entzücken den Klängen des herrlichen Duetts. Sie hatte in Deutschland des Walküre gehört, und während Lanska spielt, sieht sie im Geiste die Hundingshütte vor sich, das Thor derselben springt auf, und im silbernen Mondenlichte liegt die reizvolle Landschaft vor dem jungen, sich umschlungen haltenden Paare, den Sprossen aus dem Stamme der Wälungen, welche ihre Herzen dem Zauber der Lenznacht erschließen. Siegmund singt Sieglinde, welche er als das Weib eines ungeliebten Gatten wiederfindet, die verheißungsvolle Frühlingsbotschaft: „Winterstürme sind vergangen“.

Die Stürme des Winters haben ausgetobt, allein in zweien Menschenherzen heben Lenzstürme an, die der Liebe und Leidenschaft.

Lanska geht auf ein anderes Motiv über, und Rita hört nun den schweren, klirrenden Schritt des finsternen Hunding, des strengen, grimmen Gatten der zarten, blonden Sieglinde. Sie erinnert sich genau jenes Abends in der Oper; sie hatte die Walküre mit Gerhard zusammen gehört, kurz nach ihrer Hochzeit, auf der Heimreise nach Livland begriffen. Damals hatte die herrliche Tonschöpfung sie mächtig erregt und sie hatte sich die Frage gestellt, was wohl schwerer zu tragen sei: einem ungeliebten Manne anzugehören oder das Weib eines vergötterten, namenlos geliebten Gatten zu heißen und doch die Gewißheit zu haben, keine Gegenliebe zu genießen? Zu welcher entsetzlichen Konflikten der Seele und des Gewissens führen oft beide Fälle, wenn dann ein Anderer plötzlich vor das junge Weib tritt, ein Siegmund in seiner strahlenden, bewingenden Schönheit, seiner siegbaren Kraft und Heldenhaftigkeit, wenn er wirbt, wenn er fordert und steht — — !

In beiden Fällen unterliegt das Weib oft der Versuchung: in dem Einen treibt es die Liebe, das Erwachen des eigenen Herzens zur Verletzung der Pflichten; in dem Anderen Seh-

sucht nach Vergessen, gekränkte Eigenliebe, der Wunsch, etwas zu thun — etwas — um den schrecklichen Gedanken: „Du liebst, und man verschmäht Deine Liebe,“ zu betäuben.

„Winterstürme sind vergangen,“ tönte es wieder lockend und verheißend durch den Saal — da, ein halber Akkord, das Spiel verstummte — gleich Hundings schweren, klirrenden Tritten unterbrach ein fester Schritt das Liebesduett: Auf der Schwelle des Saales stand Gerhard von Rammnig.

Die Herren begrüßten einander, und Gerhard bewillkommnete in seiner wortkargen, aber gewinnenden Art den jungen Freiherrn.

Das Gespräch bewegte sich bald um Jagderlebnisse, und Rita, die plötzlich wieder schweigsam geworden war, erhob sich nach kurzer Zeit und schritt aus dem Saal, um in den Wirthschaftsräumen Mansjell Winchen einige Anweisungen zu erteilen.

Die Musik hatte sie mächtig erregt, ihr wars, als wäre ein Vorhang von ihrer Seele niedergerissen worden, als wäre sie erst heute so recht zum vollsten, schmerzlichsten Bewußtsein gelangt, daß sie eine unglückliche Frau sei.

Als sie die Schwelle überschritten, wandte sie den Kopf und maß die Gestalten ihres Mannes und des blonden Husaren, die im Lichtkreis standen.

Da begegnete sie Lanskas Blick und derselbe mußte in dem ihren klar gelesen haben, denn in dem seinen prägten sich Mitleid und Bewunderung.

Frau Rita erglühte und beschleunigte ihre Schritte. „Auch das noch,“ rief es in ihr, „Mitleid!“ War denn das Unglück ihrer Ehe wirklich so offenbar, daß man aus ihrer gedrückten Stimmung, aus ihrem Wesen und Gebahren so deutlich herauszulesen vermochte, wie es um sie und Gerhard stand? Was den Bekannten und Freunden als kein Geheimniß galt, mußten auch Fremde es sofort wahrnehmen? Auch Lanska würde gleich den Anderen sagen: „Armer Gerhard, diese Frau ist zu unbedeutend für Dich, zu geistlos.“

Rita richtete ihren Kopf unwillkürlich stolzer empor und heiß und trotzig rief es in ihr:

„Einmal will ich ich selbst sein! Fort mit der Apathie gegen Alles, was umher vorgeht, fort mit der Fessel, welche mit unnatürlichem Druck auf mir gelastet, fort mit der müden Gelassenheit, mit der ich es geduldet, daß man mich, das lebende Abbild meiner Schwester, als einen toden Gegenstand betrachtet. Ich — ich will endlich leben!“

Eine Fluth von Empfindungen wogte in dem Hirn dieser jungen Frau, es war, als ob dieselben wie ein jäher Strom aus einer neu erschlossenen Quelle hervorbrachen. Das Erscheinen Siegfried Lanskas war Rita wie ein Gruß aus einer fernem Welt, denn im Ganzen war das Leben auf Rammnig monoton. Gerhard hatte nach und nach fast allen intimen Verkehr mit der Nachbarschaft abgebrochen und Rita sich immer mehr und mehr in sich zurückgezogen. Frau von Lennsbach

sprach am liebsten von der Vergangenheit und bedauerte es im Stillen, daß ihre geistreichen Reminiszenzen ein so kleines Publikum fanden, und Käthy war noch zu unreif und gab sich auch keine Mühe, ihre Schwester, welche sie für stolz und unnahbar erklärte, näher kennen zu lernen.

So war Hilde die Einzige, welche trotz ihrer Jugend ahnte, was sich hinter der kalten, gleichgültigen Miene ihrer Schwägerin verbarg, doch, selbst ein scharfer Charakter, fürchtete sie, durch tieferes Eindringen in Ritas Seelenleben Letztere zu verletzen; sie fühlte auch, daß Rita nicht glücklich war, und wollte den Schleier, den die junge Frau vor ihre Gedanken und Empfindungen gezogen, nicht heben. Das Zartgefühl, welches einer jeden echten Frau angeboren, sagte ihr, daß ein Unglück noch ertragen und überwunden werden kann, so lange man sich über dasselbe nicht ausspricht, so lange nicht die eigenen Worte die Sache in unseren Augen noch verschlimmern. Wie oft redet man sich in falsche Vorstellungen hinein, und die Phantasie wird dann zu einem Vergrößerungsglase, welches uns das Leid der Seele in den verschiedensten Variationen vorspiegelt. Ein arabisches Sprichwort sagt: „Hast Du ein Wort ausgesprochen, so beherrscht es Dich, vorher beherrschtest Du das Wort.“ Es schien, als hätte heute Abend eine unsichtbare Macht die Worte aus Ritas Munde hervorgezaubert; war es wirklich derselbe ernste, festgeschlossene Mund, der so reizend zu lächeln und zu plaudern verstand?

Die Fenster des Speisesaales ließen die schwüle Nachtluft hereinströmen, auf dem kleinen Marmortischchen, an welchem Hilde den Thee bereitete, summt die Theemaschine und durch das Gemach schwirrte eine animirte, bald heitere, bald ernste Dinge berührende Unterhaltung. Hauptsächlich waren es Frau von Lennsbach, Rita und Lanska, welche sich an derselben beteiligten. Onkel Sascha führte mit Gerhard ein eingehendes Gespräch über Bretterverkauf, und Gerhard gab zu Allem, was Onkel Sascha vorbrachte, durch Monosyllaben seine Zustimmung. Seine Augen hingen an Rita, was Frau von Lennsbach veranlaßte, ihm halblaut zuzusüstern: „Nicht wahr, liebster Gerhard, ganz wie unsere Karin? dieses Lächeln, und wie ihre Wangen glühen.“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: „Sie nannten Genf, Herr von Lanska? Wie viel Erinnerungen erweckt dieser Name in mir; der See, der Gefangene von Chillon, die Alpen — mon Dieu, hier zu Lande giebt es gar keine Berge; hole doch die Genfer Ansichten aus meinem Zimmer, liebe Rußo.“

Käthy, die nur zerstreut der Beschreibung eines Farbenkommerzes, welche Hans Heideck ihr lieferte, lauschte, brachte, froh der Unterbrechung, die verlangten Photographien und wechselte bei dieser Gelegenheit ihren Platz.

Hans schaute ihr etwas erstaunt nach, widmete sich jedoch dann mit der größten, ihm zu Gebote stehenden Liebenswürdigkeit Hilden, ihr von den Ausgrabungen, die er einmal in einem Hünengrabe gemacht, erzählend. Er war Mitglied einer archäologischen Gesellschaft und kannte Hildens Interesse für Alterthümer.

Frau von Lennsbach hatte indessen in Gedanken bereits die Alpen erstiegen, sprach von Edelweiß und Gamsjagden und meinte zum Schlusse:

„Nach den pittoresken ausländischen Gegenden muß es Ihnen bei uns nicht gefallen, mein lieber Herr von Lanska?“

„Sie vergessen, gnädige Frau,“ erwiderte der Gefragte warm, „daß die baltischen Provinzen die Heimath meiner verstorbenen Mutter sind und mir daher seit meiner Kindheit vertraut, denn meine Mutter, welche sich ihre Heimathstreue auch auf unserer Besitzung in Oesterreich bewahrt hatte, lehrte mich Livlands Tannenwälder, die Meereswogen, die es um-

spülen, die Gegenden, die es bedecken, die Nieder, die hier gesungen werden, und die Bewohner der baltischen Lande lieben.“

Hildens Augen leuchteten auf: sie war eine kleine Idealistin, und es hatte sie im Stillen oft verlegt, wenn Frau von Lennsbach sich über altmodische Sitten und Gebräuche, über kleinstädtische Ansichten und Gewohnheiten, die man noch vielfach in den Ostseeprovinzen findet, mokirte.

„Sie haben eine Besitzung in Oesterreich, Herr Leutnant?“ rief Käthy lebhaft, „ach, bitte, erzählen Sie uns von derselben, vielleicht sind wir gar einmal da vorbeigefahren, denn in Oesterreich waren wir auch. Ach Gott, ja, wir sind eben weitgeraute Leute, und ich wollte, wir setzten uns einmal zur Ruhe!“

Diesen Wunsch äußerte das kleine Fräulein in so kläglichem Tone und mit einer so tragischen Miene, daß Alle unwillkürlich in Lachen ausbrachen.

„Unsere Besitzung,“ erwiderte Lanska, „ist eigentlich nur eine von meinem Vater erbaute Villa, am Fuße eines Hochwaldes gelegen, und Sie wissen, gnädiges Fräulein, daß sich von Neubauten nicht viel berichten läßt. Weit interessanter sind die alten, noch aus der Ritterzeit stammenden Schlösser oder auch die Ruinen derselben, wie z. B. diejenigen der Ermsburg auf dem Gebiete meines Onkels; das alte Gemäuer ist das Interessanteste, was Dahlenhof aufzuweisen hat.“

„Auch Sie, Herr Leutnant — auch Du, Brutus,“ versetzte Käthy in komischer Verzweiflung, „auch Sie lieben die greulichen Spuknester, in denen es um Mitternacht umgehen soll. Wir haben bei uns zu Lande so entsetzlich viel Geistergeschichten, welche sich auf alte Schlösser beziehen, eine immer schauerlicher als die andere. Ich begreife nicht, wie Hilde sich für so etwas begeistern kann, sie schwört nämlich nicht höher als wie auf alte Ruinen.“

„Da begegnen sich unsere Interessen,“ sagte, sich leicht gegen Hilde vorbeugend, der junge Husarenleutnant, „auch ich hege große Sympathie für die Ueberreste des Mittelalters, überhaupt für Historik.“

Und dann, sich zu Rita wendend, frug er: „Und Sie gnädige Frau theilen Sie den Geschmack Ihrer Schwester, halten Sie auch mit dem „sich zur Ruhe setzen“ oder ziehen Sie das Reisen vor?“

„Ich,“ entgegnete Rita, „finde das Reisen köstlich, vorausgesetzt, daß man den lästigen Etikettengang, der so manche neben unzähligen unnützen Gepäckstücken mit auf die Reise nehmen, abschüttelt und daß man das Reisen nicht wie das Studiren eines Konversationslexikons betrachtet, dessen Inhalt wir in uns aufnehmen, um ihn nachher im Salon zu verwerthen. Ich meine, die tiefsten Eindrücke, die man auf Reisen empfängt, sind die, welche nicht vorher im Vädeler annoncirt sind, sondern die, welche sich ohne daß wir besonders nach ihnen suchen und haschen, sich unseren Herzen einprägen. Und diese Eindrücke müßten auch nicht, während man streng das Rundreisebillet vergleicht, den staunenden Ohren daheim ausgeplaudert werden, sondern sie müssen in uns schlummern, bis, wie Heine sagt: „der rechte Ort und die rechte Stunde gekommen ist“, wo dann diese köstlichen Schätze unserer Seele in uns erwachen und sich auf unsere Lippen drängen. Und mit farbenreichen, stimmungsvollen Erinnerungen müßte, so denke ich, ein Jeder gern in seine Heimath zurückkehren, denn an der Scholle, auf der man geboren ist, hängt man, bewußt oder unbewußt.“

„Wie wunderhübsch ist diese Frau,“ dachte Lanska, als Rita mit blitzenden Augen schloß.

(Fortsetzung folgt.)

Römische Jubeljahrfeiern.

Von G. von Greiff-Rom.
(Schluß.)

Ob 1423 oder überhaupt unter dem Colonna-Papst Martin V. ein Jubeljahr gefeiert ist, steht nicht ganz fest. Jedenfalls hat das nächste von 1423 ungleich höhere, auch geschichtliche Bedeutung. Das Cyl von Avignon, die Kirchenpaltung, häretische Bewegungen, wie die von Wiclif und Hus, die Opposition der Konzilien von Pisa und Konstanz, das Erwachen des Humanismus in Italien hatte auch in Deutschland die Autorität der Kirche, namentlich aber die Ergebenheit gegen Rom und das Papstthum schwer erschüttert. Aber wenn wir den Besuch Roms im Jubeljahre 1450 als Maßstab der kirchlichen Ergebenheit anlegten, müßten wir sie als unerschüttert betrachten. Eine wahre Völkerwanderung aus dem Norden nach Rom begann, ein Augenzeuge vergleicht die herbeiströmenden Pilgerzüge mit dem Gewimmel von Ameisen. Von der Beteiligung Deutschlands mag einen Begriff geben, daß Danzig allein gegen 2000 Menschen nach Rom entsandte. Wie kirchlich gesinnte Männer das Ereignis, das ihnen der veröhnende Abichluß trüber und streit-erfüllter Zeiten schien, auffaßten, davon giebt eine Schrift eines Schweizer, des greisen Probstes Dr. Hemmerlin zu Solothurn, ein bereites Zeugnis. „Nun lässest Du, Herr, nach Deinem Wort Deinen Diener in Frieden scheiden, da meine Augen das ruhmvolle Kommen des Heils gesehen. Nun weiß ich es in Wahrheit, jetzt ist die erwünschte Zeit, jetzt ist der Tag des Heils: ja über alles Heil und alle Schönheit der Welt gehen die herrlichen Tage Deines Jubeljahres. O Tiefe des Reichthums, der Weisheit und Erkenntnis Gottes, wie unbegreiflich sind Deine Rathschlüsse, wie unerforschlich Deine Wege. O Herr, dessen Erbarmen ohne Grenzen ist, vollende in uns Deine Gnade, daß, wie Du die Erwartung Simeons erfüllt hast und er den Tod nicht sah, bevor er Christus den Herrn zu sehen gemüthigt wurde, auch wir den Tod nicht kosten, bis wir die Wohlthaten Deines so heilsam überaus glücklichen Jubeljahres freudig erlangen.“

Viel hat zu der freudigen Antheilnahme an diesem Jubeljahr jedenfalls die gewinnende und verführliche, würdige Persönlichkeit des regierenden Papstes Nikolaus des großen ersten Vertreters einer christlichen Renaissance, der übrigens ein warmer Freund der Deutschen war, beigetragen, dann ferner das großartige Schauspiel der Heiligensprechung des großen Volks- und Busspredigers Bernardino von Siena; mit einem Kostenaufwand von 7000 Ducaten für die von dem Papst und den Karдинаlen getragenen liturgischen Gewänder wurde sie am 24. Mai im St. Peter vollzogen. Leider fielen bei dem weiteren Verlauf dieses Jubeljahres, das sonst nach vielen Richtungen hin den wohlthuendsten Eindruck in der Geschichte hinterlassen hat, schwarze Schatten. Das Jubeljahr war verkündet, obgleich die Pest Italien noch nicht verlassen hatte, man hatte sich bereits daran gewöhnt, sie als etwas Unabhängiges hinzunehmen: sie forderte jetzt in dem überfüllten Rom zahllose Opfer. Das Verbrechen des Ueberfalls und der Entführung einer nach Rom pilgern den vornehmen und schönen deutschen Dame, wahrscheinlich durch den zügellosen Sigismondo von Malatesta, konnte weder aufgeklärt noch gefühnt werden. Und endlich büßten nach der Segenertheilung am 19. Dezember bei einem Gedränge auf der mit Verkaufsbuden besetzten Engelsbrücke eine große Anzahl Menschen ihr Leben ein: 128 Leichen wurden in der deutschen Stiftung des Campo Santo ausgestellt, um von den Angehörigen erkannt zu werden und 18 Karren voll Leichen dort auch begraben.

Die Wiederkehr solcher Unglücksfälle bei dem Jubiläum von 1475 durch haultiche Einriffe in das enge und winkelige mittelalterliche Rom zu verhüten, ließ sich Sixtus IV. schon Jahre vorher angelegen sein. Die Bedeutung dieses Jubeljahres liegt überhaupt in den haultichen Unternehmungen und Verschönerungen, die er in Voraussicht des Zusammenströmens von Pilgern und Fremden ausführte. Sie geben vielfach noch dem heutigen Rom seinen Charakter. Auch die jetzt stehende Kirche des deutschen Campo Santo verdankt diesem Jubeljahr ihre Grundsteinlegung.

Es ist bezeichnend, daß bereits die Jubeljahrfeier von 1450 eine besondere Literatur hervorgerufen hatte, die sich mit dem Für und Wider der Frage beschäftigte, ob der Jubelablaß kirchlich berechtigt, ob er nicht Quelle großer Mißbräuche sei u. s. w. In Deutschland greift namentlich Johann von Weiel vom strenge auoufünftlichen Standpunkt in diese Frage

ein und ist durch seine Schrift de indulgentia zum Reformator geworden, während der Dominikaner und Magister sacri palatii unter Eugen IV. Heinrich Kaltefleiter und Jakob von Tüterbog auf Seite der angegriffenen Kirche treten. Der vorher erwähnte Schweizer Hemmerlin war aus einem begeisterten Verehrer ein Gegner des päpstlichen Jubelablasses geworden und seine Bücher, die zu Beginn des 16. Jahrhunderts noch viel gelesen werden, erschöpfen, wie Ranke sagt, das Lexikon, um den Betrug und die Räuberei zu schildern, deren damals der römische Hof sich schuldig machte. Bekannt ist ja, um diesen Hinweis auf den Zusammenhang von Jubeljahren und Reformation vorwegzunehmen, daß Luther, der 1510 in Rom gewesen war, mit Entschiedenheit gegen das Ausschreiben eines Jubeljahres für das Jahr 1525 durch Clemens VII. auftrat.

Die Persönlichkeit, die den Mittelpunkt der nächsten bedeutenderen Jubeljahrfeier bilden mußte, war durchaus dazu angethan, den Anklagen gegen das in den Jubeljahren sich konzentrierende Ablafswesen starken Rückhalt zu verleihen. 1500 saß auf dem Stuhl Petri Alexander VI. Borgia, der in der „Renaissance der Verbrechen“, welche der Renaissance der Wissenschaften und Künste leider vielfach zur Seite trat, zusammen mit seinem Ungeheuer von Sohn den Höhepunkt bedeutet. Die Einnahmen des Jubeljahres wanderten, wie der Geschichtschreiber der Päpste, Professor Pastor, feststellt, in die Tasche von Cesare Borgia, der von seinem Vater für seine Eroberungen in der Romagna immer neue Summen forderte. Welchen Eindruck damals deutsche Pilger von Rom mitnahmen, wo sie über die Lebensweise des Papstes, seines Sohnes und seiner Tochter Lucrezia, über die Sitten und Anschauungen von Prälaten und Beamten der Kurie Einzelheiten erfuhren, die wohl noch nicht bis über die Alpen gedungen waren, das zu schildern, würde ein ausgedehntes Kapitel in einer „Vorgeschichte der Reformation“ erfordern. Denn mochten auch am Ostermontag 1500 etwa zweihunderttausend Menschen auf dem Petersplatz auf den Knien liegen, um den Segen eines Alexander VI. zu empfangen, durch nichts ist doch die Opposition gegen das Papstthum so gefördert worden, wie durch die Regierung Alexanders VI. und das Jubiläum von 1500, was aller Welt die Kunde von den in Rom herrschenden Zuständen brachte. Wenn das alte deutsche Wort: „Je näher an Rom, desto schlechter der Christ“, sich bisher noch in seiner Berechtigung anzweifeln ließ, jetzt war das nicht mehr möglich.

Ein deutscher Zeremonienmeister unter drei Päpsten, Johannes Burcard aus Haslach bei Strassburg, hat uns, wie alle Ereignisse seiner Amtszeit, in seinem Diarium auch die Wiederbelebung eines alten Jubeljahrbranches durch Alexander VI. geschildert, die feierliche Doffnung der Jubiläumsthür, ein Brauch, der auch am Weihnachtsabend dieses Jahres seine Wiederholung finden wird. Am Weihnachtsabend läßt sich der Papst nach St. Peter tragen. Mit dem vollen Pontifikalschmuck angethan, trägt er in der linken Hand eine vergoldete Kerze, während er mit der Rechten den Segen ertheilt. Auch die Karдинаle und Prälaten seines Gefolges tragen brennende Kerzen. Zu Fuß begiebt sich dann der Papst zu der äußersten rechten der fünf Thüren, welche aus der Vorhalle von St. Peter ins Innere führen und die gemeinlich vermauert sind mit einem Kreuz bezeichnet ist. Es ist die heilige Pforte und der Marmor der antiken Pforten, eine aus Chios stammende Breccienart, heißt danach Portosanta-Marmor. Vor ihr wird dem Papst ein Hammer gereicht und kraft der ihm anvertrauten Gewalt, mit der „er öffnet und Niemand schließt, schließt und Niemand öffnet“ (Offb. 3, 7) thut er mehrere Schläge gegen die bereits gelockerte Wand, die dann durch bereitstehende Maurer in etwa 1/2 Stunde völlig weggeräumt wird. Dann zieht der Papst an der Spitze der Prozession in den St. Peter, ein Tebeum wird gesungen und eine Vesper abgehalten.

In der Wiederkehr der Jubeljahre alle 25 Jahre, an Gebräuchen oder Feierlichkeiten im Verlauf derselben ist seit 1500 nichts Wesentliches geändert worden, auch der Besuch der Siebenbürgelstadt hat nach offiziellen, mit 1575 einsetzenden kirchlichen Statistiken, die natürlich nur ungefähre Angaben machen können, keine dauernde Ab- oder Zunahme erfahren: was die Reformation der katholischen Kirche und dem Jubeljahrbesuch entfremdet hat, wird weitgemacht durch die Erfolge der raitlosen, alle Erdtheile umspannenden katholischen Missions- und Befehrungstätigkeit. Zu erwähnen wäre nur noch das, wie verschiedene andere Päpste aus Leo XIII. das

erste Jahr seines Pontifikats zum Jubeljahr erklärt hat. Und nun bescheert eine gütige Vorsehung dem 90jährigen Greise nochmals die Feier eines Jubeljahres! Wie bei Nikolaus V. wird die Persönlichkeit des Dartragers viel dazu thun, den Glanz der Feier zu erhöhen. Umso mehr wäre es zu bedauern und zu verurtheilen, wenn die Wünsche und Andeutungen des päpstlichen „Oferatore Romano“ in Erfüllung gingen und das Jubeljahr zu einem Feldzuge gegen die italienischen Protestanten ausgebeutet würde.

Allerlei.

RS. Wichtigere Gedenktage im Dezember 1899. Am 2. ist der 100. Gedenktag der Schlacht bei Redarau in Baden (2. Dezember 1799, Sieg der Oesterreicher über die Franzosen, wie schon am 18. September 1799 an ungefähr derselben Stelle); am 7. der 50. Gedenktag der Abtretung von Hohenzollern an Preußen (durch Vertrag vom 7. Dezember 1849); am 8. der 250. Todestag des Liederdichters Martin Rindart (geboren 23. April 1586 in Eilenburg, gest. 8. Dezember 1649 daselbst); und am 10. der 50. Todestag des Dichters G. A. R. Herlogsohn (geb. 1. September 1804 in Prag, gest. 10. Dezember 1849). — Weiter fällt auf den 13. der 100. Geburtstag von Heinrich Heine (geb. nach gewöhnlicher Annahme am 12. oder 13. Dezember 1799, nach neueren Forschungen aber vielleicht schon 1797, gest. 17. Februar 1856); auf den 14. der 100. Todestag des amerikanischen Staatsmannes G. Washington (geb. 22. Februar 1732, gest. 14. Dezember 1799); und nochmals auf den 14. der 50. Todestag des Musikers Konradin Kreuzer (geb. 22. November 1780 zu Meßkirch in Baden, gest. 14. Dezember 1849 in Nizza). — Schließlich haben wir noch den 20. als 50. Gedenktag der „Amsniederlegung des deutschen Reichsverweisers“, Erzherzogs Johann von Oesterreich (20. Dezember 1849); den 27. als 100. Geburtstag des Malers A. v. Riedel (geb. 27. Dezember 1799, al. 1802 in Bayreuth, gest. 8. August 1883 in Rom); und den 31. als 100. Todestag des französischen Naturforschers L. J. M. Daubenton (geboren 29. Mai 1716, gestorben 31. Dezember 1799).

Eine seltsame Geschichte. Einige der vornehmsten Mitglieder der erloschen russischen Kolonie in Paris fanden sich, so wird den „N. N.“ geschrieben, vor Kurzem bei einem Diner zusammen, das die für wenige Tage in der Villa Lumière weilende Prinzessin Juriewsky, die morganatische Gemahlin weiland des Zaren Alexander II., ihren wenigen intimen Freunden gab. Beim Dessert fragte eine Nichte der Prinzessin Wisse Trubekoi, des Gesandten der Pariser, die Gastgeberin, aus welchem Grunde sie sich seit Jahren weigere, den Grafen Petrowitsch Wolodsko zu empfangen. „Er ist doch ein so distinguirter, schöner, geistreicher und lebenswürdiger Cavalier,“ fügte die reizende junge Dame hinzu. „Ah, diese Eigenschaften besitzt Wolodsko in der That,“ entgegnete Prinzessin Juriewsky, „aber seine Abstammung — es ist unmöglich — es ist unmöglich — ich kann ihn nicht empfangen, meine Liebe.“ „Ich weiß,“ gestand Komtesse Olga eröthend, „mit seiner Herkunft hat es eine besondere Bewandniß. Er wollte mir auch Alles erzählen, wenn ich vorher einwilligte, ihn zu heirathen.“ „Thun Sie nur das nicht,“ rief die Prinzessin lachend: „Sie könnten es später bereuen.“ „Aber,“ fuhr sie ernst werdend, fort: „Es ist unrecht von mir, den armen Petrowitsch zu verpöthen. Er hat nichts Entehrendes gethan — auch seine Vorfahren nicht — doch ich sehe nicht ein, weshalb ich das Geheimniß seiner Abstammung nicht verathen soll.“ In Moskau kennt Jedermann die Geschichte. Und die wissige, noch immer schöne Frau erzählt ihren gespannt lauschenden Gästen Folgendes: „Vor etwa siebenzig Jahren stand Zar Nikolaus I. eines Tages — es war schauerhaftes Regengewitter — an einem Fenster des Kreml in Moskau und sah gelangweilt auf die Straße. Einige Musiks beschäftigten sich damit, den Schmutz aus den Gassen zu tragen und in kleine Karren zu schaufeln. Da fiel es dem Monarchen plötzlich ein, die Straßensreiniger zu sich kommen zu lassen. Halb todt vor Schred und Furcht traten die vier Leute in ihrer unsauberen Kleidung vor den Zaren hin. In ihrem grenzenlosen Erstaunen wandte sich dieser mit sehr freundlicher Miene zu ihnen und sagte lächelnd: „Meine Kinder, ich habe mich noch nie in meinem Leben so gelangweilt, wie gerade jetzt und ich dachte, ihr könntet mich vielleicht amüsiren.“ Dann steckte er seine Hände in die Taschen und zollte Geld und Banknoten heraus. Er legte das Geld auf den Tisch und fuhr fort: „Das sind hier mindestens 5000 Rubel. Sie gehören Demjenigen von Euch, der es fertig bekommt, unbeweglich wie eine Statue eine ganze Stunde vor mir zu stehen. Ich zähle bis sechs und dann dürft Ihr Euch nicht mehr rühren.“ Die armen Musiks wurden bald blaß, bald roth bei ihren Bemühungen, sich still zu verhalten. Nach einer Viertelstunde sank einer von ihnen ohnmächtig zu Boden. Bald stieß ein anderer einen tiefen Seufzer aus und der dritte fiel auf die Knie nieder und flehte weinend um Erbarmen. Der Kaiser gab Befehl, die drei Schwächlinge hinaus zu befördern. Nun blieb nur noch Adam Wolodsko im Zimmer. Sein

Gesicht hatte sich purpurn gefärbt, aber er zuckte nicht mit einer Muskel. Endlich bekam Nikolaus den Spasß satt und er sagte: „Höre, Adam Adamowitsch, dies soll keine Falle sein. Bewege kein Glied, aber erzähle mir eine kleine Geschichte, damit die Zeit schneller vergeht. Es fehlen noch zwanzig Minuten an der vollen Stunde.“ Wolodsko dachte eine Weile nach, dann begann er von einem höchst aufregenden Vorgang zu berichten. Er schilderte, wie ein durch einen versteinerten Wald wandernder Mann von Wölfen angefallen wurde. Der Jar fing gerade an, sich für die Sache zu interessieren, als die Stimme des Erzählers ganz plötzlich zu versagen drohte. Nikolaus erkannte sofort die Ursache und gab dem Manne die Erlaubniß, seine Geschichte mit Gesen zu begleiten. Im nächsten Augenblick war der Musiks wie umgewandelt. Mit blitzenden Augen erzählte er weiter, den Kampf zwischen den Ueberfallenen und seinen furchtbaren Angreifern mit dramatischen Bewegungen illustrirend. Bald vergah der Musiks, in dessen Gegenwart er sich befand; er suchte mit den Armen in der Luft und sprang wie ein Tollhäusler hin und her. Der Herrscher aller Reußen hielt sich die Seiten vor Lachen und als Wolodsko endlich wieder zur Besinnung kam, durfte er seine Taschen mit dem Gold und den Banknoten füllen und wurde dann in Gnaden entlassen. Dank der Sparsamkeit und der Klugheit des armen Straßensreinigers hat das Gold reiche Finten getragen. Wolodskos Sohn trat in die Armee und empfang nach der Schlacht von Plewna den Titel eines Grafen.“ — Als Prinzessin Juriewsky gedenkt hatte, erhob sich Komtesse Olga und erklärte den Anwesenden, daß sie nun nicht mehr zögern werde, Petrowitsch ihre Hand zu reichen. Es gäbe verschiedene Arten von Tapferkeit und in ihren Augen sei Adam Wolodsko ein Held.

Die Küsse und das Strafgesetz. In Bridgeport (Connecticut) soll das Küßen gründlich abgeschafft werden. Wenigstens hat man daselbst das Gesetz gegen das Küßen, das während der Herrschaft von König Karl II. erlassen wurde, wieder ins Leben gerufen. Das betreffende Gesetz, das unter den noch nicht ausdrücklich abgeschafften Staatsgesetzen aufgefunden wurde, verordnet 40 Peitschenhiebe für den Mann und 30 für die Frau, wenn sich die Beiden öffentlich küßen. Das Gesetz soll deshalb wieder ins Leben gerufen werden, weil die Bürger von Newhaven sich über die Studenten der Universität beklagten, die zum Schaden der öffentlichen sündlichen Moral die Mädchen auf der Straße küßten.

Ein Land, in welchem die wilden Thiere heerdenweise spazieren zu fahren scheinen, giebt es in Europa; dieses Land ist Belgien. In einem mit peinlicher Gewissenhaftigkeit ausgearbeiteten Erlaß, in welchem nicht das Geringste vergessen ist, hat der belgische Eisenbahnminister genau vorgezeichnet, unter welchen Bedingungen erotische Bestien auf belgischen Eisenbahnen befördert werden dürfen. Löwen, Jaguare, Panther, Bären, Wölfe und Hyänen sind von der Beförderung auf Personenzügen vollständig ausgeschlossen; sie müssen in Güterzügen Platz nehmen, und zwar in festen, wohlverschlossenen Käfigen. Zebras, Lamas, Gazellen und Antilopen werden behandelt wie Esel; der Erlaß sagt leider nicht, wie Esel auf der Bahn behandelt werden, man darf aber annehmen, daß sich selbst gegen ihre Beförderung auf D-Zügen nichts einwenden läßt, vorausgesetzt, daß sie die Platzkarte bezahlen können. Büffel, Giraffe und Straußen werden auf den belgischen Eisenbahnen den Ochsen gleichgestellt; Elefanten, Nashornthiere und Nilpferde reisen dagegen ebenso bequem wie Pferde. Nur über das Kameel sagt der Erlaß gar nichts. In Belgien scheint es keine Kameele zu geben.

Vom Büchertisch.

— „**Rudolf Kögel. Sein Werden und Wirken.**“ Von Gottfried Kögel, Regierungsrath. I. Band. (Ordination.) Berlin 1899. E. S. Mittler u. Sohn. Bei dem weitreichenden und tiefgehenden Einfluß, den der verewigte Oberhofprediger D. Kögel auf kirchlichem Gebiete ausgeübt und bei dem reichen Segen, mit dem er als Kanzelredner und Seelsorger gewirkt hat, wird sein Lebensbild nicht bloß seinen Freunden und Gesinnungsgenossen, sondern auch weit über deren Kreise hinaus Vielen eine hochwillkommene Gabe sein. Es thut dem hier in seinem ersten Bande vorliegenden Lebensbilde auch keinen Eintrag, daß sich der eigene Sohn der Abfassung desselben unterzogen hat, denn der Inhalt ist theils, namentlich soweit es sich im ersten Bande um die Jugendzeit Kögels handelt, zahlreichen noch vorhandenen Briefen des Heimgegangenen entnommen, sowie ihm andererseits die von diesem selbst in seinen letzten Lebensjahren diktirten Lebens- Erinnerungen zu Grunde liegen. Es sind daher die zuverlässigsten Quellen, aus denen der Biograph geschöpft hat. Der vorliegende erste Band umfaßt die Kindheits- und Jugendjahre Kögels; er führt uns in sein Vaterhaus, dessen Geist von dem weitgehendsten Einfluß auf die innere Entwicklung Kögels gewesen und bis zuletzt geliebt ist. Der erste Band schließt mit Kögels Ordination behufs Uebernahme des Pfarramts zu Nafel im Jahre 1854. Schon dieser erste Band läßt klar erkennen, wie in dem Knaben und Jüngling die Reime bereits vorhanden waren und sich entwickelten, welche dann zu reichen und bedeutungsvollen Früchten ausgereift sind. Davon werden die beiden folgenden in Aussicht gestellten Bände dieses Werkes zu berichten haben.





Landwirthschaftliche Mittheilungen.

Redigirt von Landes-Oekonomierath H. von Mendel-Steinfels zu Halle (Saale).

Fütterung und Abgewöhnung der saugenden Ferkel.

In Nr. 45 der „Landwirthschaftlichen Mittheilungen“ haben wir uns eingehend mit der Ernährung der Mutterchweine und der Pflege der Ferkel in ihrem frühesten Entwicklungsstadium beschäftigt. Die heutigen Ausführungen verfolgen den Zweck, zunächst die Fütterung der saugenden Ferkel in ihren hauptsächlichsten Punkten näher zu betrachten.

Es sei zunächst darauf hingewiesen, daß hierbei sowohl wie überhaupt bei der ganzen Aufzucht der Ferkel das Gelingen derselben davon abhängt, daß man die Haltung der Mutterthiere und die Pflege der Ferkel einer Person anvertraut, welche zuverlässig ist und die Thiere mit Sorgfalt und Interesse für das gute Gedeihen derselben behandelt und pflegt. Am letzteren ganz besonders zu wecken und dauernd zu erhalten, empfiehlt es sich sehr, dem Wärter außer dem mit ihm vereinbarten Lohne für jedes Ferkel, welches am Leben bleibt und sich normal entwickelt, eine Prämie von etwa 20 bis 50 Pfg., je nach den Verhältnissen, extra zu gewähren. Derselbe wird dann sicher seine ganze Aufmerksamkeit darauf richten, möglichst viele Ferkel groß zu ziehen.

Haben die Ferkel ein Alter von 14 Tagen erreicht, so ist es Zeit, sie mit dem Fressen bekannt zu machen. Die Ferkel werden im Allgemeinen umso schneller wachsen, je eher sie mit dem Aufnehmen von Futter beginnen, und andererseits erholt sich das Mutterthier, weil es durch das Säugen nicht mehr so stark mitgenommen wird, in seinem Futterzustande in vortheilhafter Weise.

Wo es nur irgend durchführbar ist, füttert man die Ferkel, damit die Alten ihnen das für jene bestimmte Futter nicht wegessen können, am zweckmäßigsten getrennt von ihnen.

Am besten wird man dies erreichen, wenn man neben dem Koben des Mutterthieres eine kleinere Bucht zur Verfügung hat, in welche die Ferkel durch ein genügend großes Schlupfloch jederzeit gelangen können. Wo ein solches Nebenabtheil aus Raumangel nicht zu beschaffen ist, kann man die ungeförte Fütterung der Ferkel in der Weise ausführen, daß man dieselben durch kleine Schiebethüren auf den Futtergang läßt und dort ihnen ihr Futter vorsetzt. Es ist bei dieser Methode jedoch stets darauf zu sehen, daß die Zaucherinnen sorgfältig verdeckt sind, so daß es den Ferkeln vollständig unmöglich ist, Zauche aufzunehmen, und daß der Theil des Futterganges, auf welchem die Ferkelfütterung vor sich geht, vor derselben gründlich sauber gemacht wird. Man kann sich, wo der Mutterkoben in Folge seiner Größe es zuläßt, auch so behelfen, daß man eine Ecke durch eine eiserne Gitterwand, deren Eisenstäbe genügend weit von einander abstehen, so daß die Ferkel dazwischen durchschlüpfen können, abtrennt und darin die Ferkel füttert. Oder aber man läßt die Mutterthiere während der Fütterung der Ferkel in den Schweinehof.

Wichtig ist es ferner, daß die Gefäße, aus denen die Ferkel das Futter aufnehmen sollen, stets peinlich sauber gehalten werden. Am zweckmäßigsten bringt man das Futter in einen Futtertrog, welcher so beschaffen sein muß, daß die Ferkel bequem daraus fressen können. Um dem Streit derselben um das Futter vorzubeugen, ist es nothwendig, daß der Futtertrog sowohl Abtheilungen von etwa 15 cm Breite hat, als Ferkel daraus fressen sollen. Die Scheidung der Abtheilungen wird durch Anbringen von Querleisten bewirkt. Im Allgemeinen werden die Ferkeltröge, welche zur Verwendung kommen, aus Holz sein. Nicht praktisch sind auch Tröge aus glasirtem Thon, die vor den Holztrögen vor Allem den Vorzug haben, daß sie sich viel leichter reinigen lassen und gegen Säurebildung in Sicherheit gewähren. Ebenso findet man auch gußeiserne Ferkel-

tröge mit den entsprechenden Abtheilungen in Schweinezüchtereien in Gebrauch.

Die Fütterung der Ferkel kann man damit beginnen, daß man denselben im Futtertroge unabgerahmte angewärmte Kuhmilch anbietet. Um die jungen Thiere gegen etwa in derselben vorhandene lebensfähige Tuberkelbazillen zu schützen, ist es nothwendig, die Kuhmilch vor dem Verfüttern abzukochen. Auf Grund der früher weitverbreiteten Ansicht, daß die Milch der Schweine ganz bedeutend fettärmer sei als Kuhmilch, empfahl man bisher stets, die Kuhmilch vor der Verabreichung an Ferkel vorher mit Wasser zu verdünnen. Petersen und Fr. Detken haben jedoch neuerdings durch eine große Zahl von Untersuchungen von Schweinemilchproben klar und deutlich nachgewiesen, daß die Schweinemilch, deren Fettgehalt zwar nachgewiesenen, von 4,60 bis 12,09 Proz., unterliegt, doch stets fettreicher als Kuhmilch ist, welche einen Durchschnittsfettgehalt von etwa 3% Proz. zeigt. Auf Grund dieser Erkenntniß erweist sich das früher geübte Verfahren, den Fettgehalt der Kuhmilch durch Wasserzusatz herabzumindern, als unzuweckmäßig.

Die für die Ferkel bestimmte Milch muß stets warm verabreicht werden und darf in den Trögen nicht erkalten, weil durch den Genuß von kalter Milch die Ferkel leicht erkranken. Man muß ihnen daher die Milch öfter, am besten fünfmal am Tage, anbieten, bis sie von ihnen sofort aufgenommen wird. Geschieht dies, so empfiehlt es sich, in der Milch einige Tage hindurch etwas Weizenmehl oder weißes Brot zu kochen, an deren Stelle später geringere Mehlsorten, sowie Gerste oder Haferstroht kommen können.

Überall da, wo die Mutterthiere gutes Futter erhalten, werden auch die Ferkel dasselbe bald annehmen; wo das Futter der Sauen jedoch eine weniger günstige Zusammenfügung zeigt, namentlich wo sie Kartoffelschlempe erhalten, ist es unbedingt nöthig, den Ferkeln neben der Muttermilch solches Beifutter zu geben, welches außer phosphorsaurem Kalk viel Einweißstoffe enthält.

Durch eine derartige Beifütterung wird den jungen Thieren dasjenige Material zur Verfügung gestellt, welches sie befähigt, ein kräftiges Knochengewebe und normale Muskulatur auszubilden. Das Verhältnis der stickstoffhaltigen zu den stickstofffreien Stoffen des den Ferkeln in dieser Altersperiode verabreichten Futters soll zweckmäßig 1:3 sein. Danach kommen für die Ferkel z. B. folgende Futtermittel als besonders zuträglich in Frage: abgerahmte oder saure Milch, Roggen-, Gerste- und Maischrot. Als ein ganz besonders zuträgliches Futtermittel ist dann noch die Roggenkleie zu erwähnen, weil sie eine große Menge mineralischer Stoffe, vor allem auch phosphoräuren Kalk, in solchen Mengen enthält, daß nach der Ansicht des bekannten, bereits verstorbenen Hochzüchters Freiherrn v. Saxe bei Verabreichung von Roggenkleie an die Ferkel die Anwendung von phosphorsaurem Kalkpräparaten sich als überflüssig erweist.

Karoline Schulte empfiehlt ihrer bekannten Broschüre „Anleitung zur rentablen Schweinezucht“ (Berlin, Verlagsbuchhandlung Paul Baren) folgende Fütterung der jungen Ferkel: Man fange die Fütterung der Ferkel damit an, ihnen eine Mehlsuppe zu kochen von Roggenmehl, in kochendes Wasser gequirlt, etwas Magermilch hinzugesossen, einige gekochte Kartoffeln zerbröckelt hineingethan, und mache so eine Suppe, die gut gewärmt, natürlich nicht heiß, den Ferkeln fünfmal des Tags verabreicht wird.

Das Roggenmehl giebt dem Futter einen süßen Geschmack, was den Ferkeln sehr zusagt; auch füge man 5 g phosphor-



sauren Kalk hinzu. Nach 14 Tagen setze man dem etwas Gerstenschrot zu, das Mehl nach und nach verringernd, die Quantität Gerstenschrot vergrößernd, bis die Ferkel 10 Wochen alt sind. Jetzt verzehren sie schon mehr Kartoffeln, und genügt 1 Pfund Gerstenschrot pro Tag und Stück. Das Schrot, welches die Ferkel pro Mahlzeit haben sollen, schütte man nebst den zerkleinerten Kartoffeln in einen Eimer und gieße heißes Wasser darauf, damit alles gut gebrüht und durchgerührt wird, dann erst kommt der Zusatz von Milch, die bei ganz jungen Ferkeln nicht sauer sein darf, was bei 10 Wochen alten jedoch schon zulässig ist.

Um den Ferkeln Gelegenheit zum Wühlen zu geben, bringe man, wenn sie dies nicht außerhalb des Stalles besorgen können, täglich etwas Erde oder Mische oder auch Sand in die für die Ferkel bestimmte Sonderabtheilung. Bei dem Wühlen nehmen die Thiere einen großen Theil der zur Entwicklung eines gesunden Knochenbaues notwendigen Mineralfstoffe mit auf. Sind ihnen solche, namentlich Kalk, nicht zugänglich, so bildet sich sehr leicht bei ihnen die sogenannte Knochen- oder Beinweiche aus.

Haben sich nun die Ferkel an selbständiges Fressen gewöhnt, so werden dieselben abgewöhnt. Die Dauer der Saugezeit hat sich hauptsächlich danach zu richten, ob die jungen Thiere zur Aufzucht oder zur Mast benutzt werden sollen. Ist ersteres der Zweck, so sollte man die Ferkel vor einem Alter von sechs Wochen nicht ablegen. In England läßt man die für die Zucht bestimmten Ferkel sogar meist 10 Wochen saugen, wodurch man Ferkel großzieht, die vorzüglich gedeihen und schöne Fleischformen annehmen. Nimmt man die Ferkel schon in der 3. und 4. Woche von der Mutter, so bleiben dieselben, weil sie nach so kurzer Saugezeit noch zu wenig entwickelt sind, meist im Wachsthum einige Zeit zurück und erhalten unschöne Formen. Werden dieselben zur Mastung bestimmt, so hat dies nicht so viel auf sich.

Bisweilen findet man den Brauch, daß die stärksten Ferkel zuerst abgesetzt werden, während man die schwächeren Thiere noch einige Zeit länger saugen läßt. Da ihnen nunmehr ein größeres Quantum Muttermilch zur Verfügung steht, so holen sie das Veräumte auf diese Weise bald nach.

Das Abgewöhnen der Ferkel von den Müttern nimmt man nun zweckmäßig in folgender Weise vor. Mehrere Tage vor dem Absetzen füttert man die Ferkel in ihrer Abtheilung kräftiger als bisher und läßt sie nur noch dreimal saugen, nach ein paar Tagen nur zweimal und schließlich nur einmal. Verfährt man in dieser Weise, so läßt die Milchabsonderung bei den Müttern allmählich nach, und die Ferkel vergessen das Saugen recht bald. Sehr empfehlenswerth ist nach dem Abgewöhnen auch, Mutter und Ferkel soweit von einander zu trennen, daß sie sich weder hören noch sehen können, weil sie sich dann gegenseitig am schnellsten vollständig vergessen.

Den noch immer reichlich Milch absondernden Müttern giebt man kurze Zeit ein weniger nahrhaftes Futter, bis die Milchabsonderung zurückgeht. Hierauf ist aber dann reichliche und kräftige Fütterung unbedingt erforderlich, damit die Mutter- und Ferkel ihren durch das Säugen regelmäßig zurückgegangenen Ernährungszustand wieder aufbessern können.

Zum Schluß unserer Ausführungen sei noch der Modus der Entwöhnung der Ferkel beschrieben, welchen Herr Domänenrath E. Meyer in seiner Schweinezüchterei in Friedrichswerth, seit Jahren mit bestem Erfolge durchführt:

Es ist zunächst nur ein zweimaliges Werfen der Sauen eingeführt und bleiben die Ferkel fast durchgehends zwölf Wochen bei der Mutter. Bereits von der dritten Woche an beginnt das „Beifüttern“ derselben, und zwar wird es in folgender Weise ausgeführt. Die Ferkel erhalten dann zunächst etwas gebrochenen Weizen in kleinen, niedrigen Trögen dargebracht. Da ein Nebenstall, in dem die Ferkel gefüttert werden, nicht vorhanden ist, so werden jedesmal, wenn sie fressen sollen, die Mütter auf die Höfe, die sich hinter jedem Stall befinden, hinausgelassen. Schon nach einigen Tagen fressen die Ferkel den Weizen mit großer Begier und wird ihnen von nun an dreimal täglich etwas dargereicht. In der vierten Lebenswoche wird ihnen etwas ganz fein geschroteter Mais mit ein wenig Molke, zu einem ganz steifen Brei angerührt, dargeboten, über welches Futter etwas Weizen gestreut wird, und zwar geschieht dies, damit die Ferkel durch den Weizen den Mais annehmen sollen. Dies wird fortgesetzt bis zur etwa sechsten Lebenswoche, in welcher dann dem süßen Mais nach und nach etwas Bohnen und Gerstenschrot beigemischt wird. Damit die Ferkel nicht zu viel Futter aus den niedrigen Trögen herauswerfen können, wird in dieselben jedesmal auf einmal nur wenig eingeschüttet und bei einem weiteren Rundgange des Wärters von neuem gegeben. Die Ferkel sollen baldmöglichst viel aufnehmen und wird deshalb noch ein dritter Rundgang vorgenommen, bei dem der Wärter jedesmal noch etwas gebrochenen Weizen nachschüttet. Diesen nehmen bekanntlich die Ferkel außerordentlich gern an und nehmen dabei von dem etwa noch im Troge vorhandenen Futterreste immer wieder etwas mit auf. Nach Verlauf etwa einer Stunde werden die inzwischen auf den Futterdielen auch gefütterten Mütter wieder hereingelassen. Dieselben säubern nun zuerst die „Kindertröge“ von dem etwa noch vorhandenen, für sie sehr leckeren Futter, fressen auch etwa daneben gefallenes Futter auf und legen sich dann meist, von den Ferkeln gedrängt, nieder und lassen die Kleinen säugen. Nach Beendigung dieses Geschäftes begiebt sich zumest der ganze Stall zur Ruhe und pflegt deren solange, bis die neue Fütterungszeit herankommt. Es gewöhnen sich die Thiere nach und nach so an das Futter, daß sie bald schon große Mengen desselben aufnehmen. Das steigert sich in demselben Grade, wie die Milchabsonderung bei der Mutter zurückgeht. Im Alter von zehn bis zwölf Wochen fressen die Ferkel dann alle so reichlich, daß sie damit in der Hauptsache genügende Ernährung finden und die Muttermilch jetzt eigentlich nur als Beifutter zu betrachten ist. Nunmehr kann das Abgewöhnen von der Mutter, und zwar aller Thiere auf einmal, vorgenommen werden und zwar ohne jegliches Bedenken, als ob die Thierchen vielleicht noch nicht erhartet genug wären, oder als ob die Mutter nun noch Schwächen von der Milch hätte.

Mit diesem Verfahren sind in Friedrichswerth fortgesetzt nur vorzügliche Ferkel gezüchtet worden, so daß wir dasselbe nur zur Befolgung empfehlen können. Dr. Br.

Ueber die Mittel, auf leichteren Böden stickstoffarme Braugerste zu erzeugen.

Vortrag von Dr. Th. Kemm,

gehalten in der ersten technischen Sitzung der diesjährigen Jahresversammlung der „Versuchs- und Lehranstalt für Brauereien in Berlin“ (Schluß.)

Die zweite Gruppe der Mittel, stickstoffarme Gersten zu erzeugen, ist in einer richtigen Stickstoffernährung der Pflanzen gegeben. Die Stickstoffdüngung übt meist zwei Wirkungen aus: sie erhöht den Ertrag und steigert den Eiweißgehalt der Ernterzeugnisse. Die erste Wirkung ist um so größer, die zweite um so geringer, je weiter die für die Pflanze verfügbare Stickstoffmenge sich von der Verwerthungsgrenze entfernt hält. Die Erhöhung des Eiweißgehaltes ist um so größer, die Ertragssteigerung um so geringer, je mehr sich die assimilirbare Stickstoffmenge der Verwerthungsgrenze nähert. Das nachfolgende Beispiel zeigt dieses deutlich. (Siehe nebenstehende Tabelle.)

Daß durch eine übermäßig starke Stickstoffdüngung unter Umständen nicht nur keine Steigerung, sondern infolge von Lagerung und Schädigung durch Parasiten, gegen welche die

Eine Stickstoffgabe von je 0,5 g steigerte		
	a) den Ertrag	b) den Eiweißgehalt
1. Gabe . . .	um 29 Proz.	um 12 Proz.
2. „ . . .	„ 28 „	„ 17 „
3. „ . . .	„ 26 „	„ 17 „
4. „ . . .	„ 11 „	„ 35 „

durch reichliche Stickstoffernährung mäßig entwickelten Pflanzen besonders empfindlich sind, sogar ein Ertragsrückgang stattfinden kann, ist bekannt.

Unter allen Umständen besteht daher als erster Grundsatz des Braugerstenbaues die alte Regel zu Recht: Mit Stickstoff

muß möglichst gespart werden. Wir dürfen aber namentlich auf Sandboden die Sparjamkeit nicht allzweit treiben, weil die Erträge sonst zu sehr verringert werden würden. Hier ist also die Frage von Wichtigkeit: Wie weit kann man die Stickstoffgabe steigern, ohne zu erhebliche Qualitätseinbußen befürchten zu müssen? Natürlich ist eine zahlenmäßige Beantwortung unmöglich; denn nicht allein verschiedene Betriebe, sondern auch die einzelnen Schläge desselben Gutes oder gar Theile ein und desselben Schlages unterscheiden sich oft in ihrem Kraftzustande, der allein für die Bemessung der Düngergabe maßgebend sein kann. Die Stickstoffgabe kann also nur von Fall zu Fall auf Grund der bei der Bewirthschaftung des Bodens gemachten Erfahrungen richtig bemessen werden. In der günstigsten Gestaltung der außerhalb des Stickstoffes stehenden Wachstumsfaktoren haben wir übrigens wieder ein Mittel, die Verwerthungsgrenze der Gerste für Stickstoff heraufzusetzen und dadurch die unter allen Umständen vortheilhafteste ertragssteigernde Wirkung der Stickstoffdüngung auf Kosten der im Sinne der Braugersterzeugung nachtheiligen eiweißerhöhenden Wirkung zu steigern. Wir haben also in der Phosphorsäure- und Kalidüngung, besonders aber in den erwähnten, auf die Wasserversorgung der Pflanze abzielenden Maßnahmen wirksame Korrektivmittel gegen ungünstige Stickstoffdüngungswirkungen.

Sodann hätten wir den wichtigen Fragen näher zu treten: Mit welcher Stickstoffform düngen wir die Gerste am besten? Welche Beziehungen bestehen zwischen der Form des Stickstoffdüngers und seiner Wirkungswiese? Wodurch erklärt sich der schlechte Ruf des Chilesalpeters als Gerstendünger?

Nun, die Form des Stickstoffes ist von Bedeutung 1. für die Menge des Stickstoffes, welche überhaupt von der Pflanze verwertbet wird, und 2. für die Zeit, in der die Pflanze aus der Düngung einen Stickstoffzuschuß erhält. Der Verlauf der Nahrungsaufnahme ist, wie für jede Pflanzenart oder Varietät, auch für die Gersten bzw. ihre verschiedenen Varietäten ein gesetzmäßiger. Sie finden ihn hier für die Hannagerste graphisch dargestellt und wollen aus dem Kurvenverlauf ersehen, daß der Stickstoffbedarf der Gerste namentlich in den ersten Entwicklungsstadien ein außerordentlich gesteigerter ist, um etwa bei Beginn des Hervortretens der Lehren sehr bald nachzulassen. Schon Wochen vor der vollen Reife, also innerhalb einer Periode von ca. 80 Tagen, hat die Sommergerste ihre Stickstoffaufnahme zum Abschluß gebracht. Düngersstickstoff, welcher bis dahin nicht die assimilirbare Form angenommen hat, ist für die Gerste verloren.

Nun müssen bekanntlich die organischen Stickstoffverbindungen selbst unter günstigen Bedingungen ziemlich zeitraubende Formveränderungen durchmachen, ehe sie die aufnehmbare Form, d. i. die Nitratform, annehmen. Ein erheblicher Theil der organischen Stickstoffdünger entzieht sich deshalb der Aufnahme durch die in erster Tracht stehende Pflanze besonders dann, wenn es sich um eine Pflanze von so kurzer Entwicklungsdauer, wie sie der Gerste eigen ist, handelt. Der Ammoniumstickstoff wird erheblich schneller nitrifizirt, weshalb die Ammoniumsalze auch besser ausgenutzt werden. Der Chilesalpeter endlich ist ohne weiteres aufnehmbar und wird deshalb am besten ausgenutzt. Bei unseren Vegetationsversuchen mit Hannagerste z. B. belief sich die Verwerthung des Düngersstickstoffes:

- 1. bei Chilesalpeter auf 68,6—76,8 Proz.
- 2. " schwefelsaurem Ammoniak " 62,6—64,4 "
- 4. " organischen Stickstoffdüngern (Boudrette und Guano) " 37,6—38,8 "

Infolge dieser sehr verschiedenartigen Stickstoffverwerthung traten die Stickstoffwirkungen, und zwar sowohl die günstigen als auch die ungünstigen, zu welcher letzteren bei der Braugerste die Erhöhung des Eiweißgehaltes gehört, bei den organischen Stickstoffdüngungen weniger in Erscheinung als bei Ammoniumsalzen und besonders bei dem Chilesalpeter. Aus dieser Thatsache folgt aber noch durchaus keine besondere Gefährlichkeit des letztgenannten Düngers, sobald wir seine Wirkung nur kennen; denn an sich kann ja eine gute Düngerverwerthung nur erwünscht sein, und der Gefahr einer Ueberdüngung mit Stickstoff kann durch eine entsprechende Beschränkung der Düngergabe leicht vorgebeugt werden.

Wie erwähnt, ist die Düngerform aber auch maßgebend für die Zeit, in der aus der Düngung Nährstoffe für die gedüngte Pflanze bereitgestellt werden. Den schnell wirkenden Stickstoff des Chilesalpeters wird die Gerstepflanze unter ent-

sprechender Mitverwendung der übrigen Nährstoffe recht ausgiebig zur Deckung ihres sehr bedeutenden Jugendbedarfs heranziehen, und zwar ohne Rücksicht darauf, ob für den normalen Abschluß der Entwicklung genügende Nahrungsvorräthe im Boden zurückbleiben oder nicht. Die Folge ist zwar zunächst eine üppige Jugendentwicklung, mit der die Anlage vieler und groß angelegter Organe Hand in Hand geht. Zur vollständigen Ausbildung dieser sind aber natürlich ebenfalls verhältnißmäßig große Nahrungs- und Wassermengen erforderlich. Proportional der Jugendentwicklung der Pflanze steigt eben ihr Nahrungsbedarf in späteren Vegetationsstadien. In der üppigen Jugendentwicklung, zu der die Chilesalpeterdüngung gewöhnlich führt, ist also noch lange keine Gewähr für hohe und quantitativ gute Ernten gegeben. Das ist vielmehr nur dann der Fall, wenn die Pflanzen auch in späteren Vegetationsstadien ihren entsprechend gesteigerten Nahrungs- und Wasserbedarf vollauf befriedigen können. Wo diese Möglichkeit nicht gegeben ist, leidet die in der Körnerbildung gipfelnde Entwicklung noth. Die Folgen treten zwar weniger in einwirkreichen Ernteprodukten als vielmehr in schwächerer Körnerbildung und ungünstigem Verhältniß zwischen Stroh und Korn, also auf alle Fälle in einer im wirtschaftlichen Sinne wenig vortheilhaftesten Produktionsrichtung zu Tage. In diesen Verhältnissen ist zweifellos am häufigsten die Ursache für die oft beobachtete Qualitätsschädigung der Gerste durch Salpeterdüngung gegeben. Die Ammoniumsalze und die organischen Stickstoffdünger sind nach dieser Richtung hin viel harmloser, weil sie weniger schnell wirken, daher die Jugendentwicklung nicht in dem Maße fördern als Chilesalpeter und den zum normalen Entwicklungsabschluß erforderlichen Nahrungs- und Wasserbedarf auch später innerhalb solcher Grenzen halten, daß auch auf leichteren Böden eine Sicherstellung wahrscheinlich ist.

Wir können übrigens, wie es das nachstehende Beispiel zeigt, die erwähnten Wirkungen des Nitrats auch in diesem Falle vermeiden, und zwar durch gabenweise Verabreichung des Salpeters.

Stickstoffdüngung	Ertrag in g	Proteingehalt der Körner in Proz.	von der Gehaltsummer der Körner i. Proz.	Gewicht von 1000 Körnern in g
1 g Stickstoff pro Gefäß vor der Saat . . .	134	9,6	42,6	47,4
1 g Stickstoff pro Gefäß in vier Theilgaben à 0,25 g	132	9,7	43,3	48,5

Die gabenweise Verwendung des Salpeters setzt natürlich theilweise Kopfdüngung voraus. Mit dieser liegt die Sache aber insofern etwas mißlich, als sie nur nach Eintritt eines Regens zu wirken pflegt. Da dieser im Sommer nicht selten fehlt, sind Kopfdüngungen selbst bei so leicht löslichem Dünger wie Salpeter in der Zeit und der Art ihrer Wirkung immerhin etwas unsicher.

Schon die bisher erörterten Gründe lassen jedenfalls eine gewisse Vorsicht bei der Verwendung von Chilesalpeter zu Braugersten rathsam erscheinen. Dazu kommt aber noch ein weiterer Gesichtspunkt, nämlich die auffällig leichte Assimilirbarkeit des Salpeters bei großer Trockenheit des Bodens. Dieser Umstand hat zur Folge, daß die Pflanzen den in den Boden gebrachten Salpeter selbst dann assimiliren, wenn das Wasser für ein angemessenes Wachstum derselben fehlt. Wenn aber in den Stoffwechsel Stickstoff eintritt, ohne daß die Pflanze ihn unter reichlicher Mitverwendung der stickstofffreien Assimilationsprodukte zu viel Pflanzensubstanz verarbeiten kann, wird die geringe Menge gebildeter Substanz eben stickstoffreich. Darum ist die Gefahr vorhanden, daß Salpeter namentlich bei trockenem Wetter die Pflanze stickstoffreich macht. Da auf leichten Böden fast Jahr für Jahr periodisch Wassermangel eintritt, so kommt diese Wirkung hier sehr häufig zur Geltung. Die nachfolgende kleine, das Ergebnis eines Vegetationsversuches enthaltende Tabelle veranschaulicht das abweichende Verhalten verschiedener Stickstoffformen bei trockenem Boden recht deutlich.

(Siehe umliegende Tabelle.)

Beim organischen Stickstoff liegt die Sache also insofern wesentlich anders wie beim Salpeter, als zum Uebergang jenes in den assimilirbaren Zustand die Mitwirkung einer gewissen

Modus
männern-
rt, seit

Sauen
großf
che an
es in
unächst
darge-
werden,
sollen,
finden,
Ferkel
von
vierten
is mit
d, dar-
b, und
n den
r etwa
s nach
t wird
brigen
al auf
Kund-
sollen
britter
l noch
bei
immer
Stunde
itterten
uerst
für sie
allenes
In ge-
h Be-
Stall
rungs-
d nach
selben
ie die
von
eichlich,
finden
zu be-
Nutter,
en und
elleicht
er nun

tgesetzt
as selbe
r.

Derlin".

halt
g.

Pflanzen
finden

undfas
stickstoff

Wassergehalt des Bodens	Düngung mit 1 g Stickstoff					
	Ertrag in g		Protein in Proz.		Stickstoffausnutzung in %	
	Salpeter	Poudrette	Salpeter	Poudrette	Salpeter	Poudrette
6-9	35,5	33,0	17,2	11,8	39,6	13,7
9-12	80,9	68,8	13,3	11,6	69,1	39,5
12-18	134,3	104,2	7,6	7,9	68,6	38,8

Bodenfeuchtigkeit unerlässlich ist. Fehlt sie, dann wird der organische Stickstoff überhaupt nicht assimilierbar, die Pflanze nimmt keinen Stickstoff auf und produziert in diesem Falle eine zwar kleine, aber gleichzeitig minder stickstoffreiche Ernte als die mit Salpeter gedüngte Gerste.

Wie wir sehen, sprechen also mancherlei Gründe thätig gegen die Anwendung von Chilesalpeter zur Braugerstendüngung. Wenn sich die Nachteile der Salpeterverwendung auch zum großen Theil vermeiden lassen, so ist große Vorsicht doch unbedingt geboten, wenn man es nicht vorzieht, an Stelle des Nitratschluffes die zwar weniger wirksamen, aber auch weniger gefährlichen organischen Stickstoffdünger, wie sie in Guano und Poudrette geboten werden, anzuwenden.

Eine gute Braugerste ist nur dort zu erzielen, wo die Bedingungen für einen ungestörten Entwicklungsablauf gegeben sind. Das ergibt sich schon aus der Erwägung, daß ein gut ausgebildetes Korn ein grundlegendes Qualitätskriterium für Braugersten ist, daß weiterhin der Stickstoffgehalt der Ernte unter gegebenen Düngungs- und Standortverhältnissen der Ertragshöhe umgekehrt proportional ist. Einweiharme Gersten werden wir also um so sicherer erzielen, je mehr wir die Erträge ohne Steigerung der Stickstoffzufuhr zu heben vermögen. Eine zu hohen Erträgen führende Entwicklung können wir aber auf zwei grundsätzlich verschiedenen Wegen erreichen, 1. dadurch, daß wir den Standort der Pflanzen für die anzubauenden Gewächse möglichst gut vorbereiten, 2. aber auch dadurch, daß wir Pflanzen auswählen, die für den gegebenen Standort passen. Deshalb haben wir in der Sortenwahl ein sehr einfaches Mittel, die Entwicklung unserer Pflanzen zu sichern. Das ist nur soweit anwendbar, als es den Anbauzweck, hier die Erzeugung von für Brauzwecke geeigneten Gersten, nicht gefährdet, braucht ja nicht besonders betont zu werden. Wir müssen also die Auswahl auf solche Gerstenorten beschränken, welche überhaupt gute Braugersten zu liefern vermögen. Bei Sorten für Sandboden kommt es vor allem auf ein geringes Wasserbedürfnis an.

Es fragt sich nun: Bestehen zwischen den für die Produktion von Braugerste geeigneten Sorten Unterschiede im Wasserbedarf? Das ist thätig der Fall, denn nach unseren Untersuchungen verhält sich der für die Erzeugung einer Gewichtseinheit Erntesubstanz erforderliche Wasservorrath, bezogen auf Hannagerste = 100, wie in nachstehender Tabelle angegeben.

Verhältnismäßiges Wasserbedürfnis nachstehender Sorten (Hanna = 100)	für die Erzeugung von 1 g Körner	
	für die Erzeugung von 1 g Körner mit Stroh	für die Erzeugung von 1 g Körner mit Stroh
Landgersten	Hanna 100	100
	Selchower 105	97
Chevaliergersten	Richards Chev.-Gerste 109	117
	S. verb. Chev.-Gerste 111	119
	Webbs hartlose Gerste 121	137
Imperialgersten	Goldthorpe 122	153

Sie sehen, daß die drei Gruppen: Landgersten, Chevalier- und Imperialgersten sich im Wasserbedürfnis in ganz typischer Weise unterscheiden. Wegen ihres geringen Wasserbedürfnisses sind die sogenannten Landgersten die Sorten des leichteren Bodens. Entwicklungstörungen infolge von Wassermangel werden bei ihnen am wenigsten leicht eintreten. Wegen die in schlechter Körnerentwicklung und hohem Eiweißgehalt zu Tage tretenden Folgen von Entwicklungstörungen können wir uns daher auf allen trockenen Böden durch den Anbau der Hanna, der Selchower und ähnlicher Gersten in hohem Grade schützen.

Wichtig für die Verbesserung der für die leichten Böden geeigneten Gerstesorten ist die Thatsache, daß die morphologischen Eigenschaften, denen die Landgersten ihren geringen Wasserbedarf hauptsächlich verdanken, erblich sind. Denn dieser beruht auf bedeutendem Transpirationsschutz durch eine relativ geringe Blattoberfläche. Da es sich um eine erbliche Eigenschaft handelt, wird dieselbe in der Nachzucht einer Steigerung fähig sein, wenn als Stammpflanzen stets Individuen mit relativ geringer Blattoberflächen-Entwicklung ausgewählt werden. Es ist dabei aber eine gefährliche Klippe zu vermeiden, weil mit geringer Blattfläche geringe Blattmasse Hand in Hand zu gehen pflegt. Pflanzen mit wenig Blattmasse zeigen aber meist gleichzeitig geringes Ertragsvermögen. Es liegt also die Gefahr nahe, daß die einseitige Auswahl und Zucht von Pflanzen mit geringem Produktionsvermögen gleichbedeutend ist. Wir können diese Klippe vermeiden, wenn wir solche Stammpflanzen auswählen, die neben geringer Blattfläche große Blattdicke aufweisen. Denn dadurch würde der Einfluß einer geringen Blattfläche auf die Blattmasse und das von ihr mit abhängige Assimilations- und Ertragsvermögen aufgehoben werden.

Ich komme zum Schlusse, nachdem ich Ihnen in aller Kürze die Gesichtspunkte entwickelt habe, welche sich aus unserer immerhin schon ziemlich umfassenden dreijährigen Versuchstätigkeit ergeben. Darf danach die Bedeutung der Düngungsmaßnahmen für die Erzeugung einweiharmer Gersten auch durchaus nicht unterschätzt werden, so ist die Ausdehnung und Verbesserung des Braugerstenbaues auf die leichten Böden unter unserem Klima doch vor allen Dingen eine Wasserfrage. In dem Maße, als es gelingt, die Gersten durch geeignete Kultur, durch richtige Sortenwahl und zielbewusste Sortenverbesserung auch auf den leichten Böden gegen Entwicklungsstörungen durch Wassermangel zu schützen, kommen wir dem Ziele, auch hier edle und einweiharme Gerste zu bauen, näher, in demselben Maße erweitern wir den Kreis jener Böden, welche für den Braugerstenbau in Betracht kommen können. Hoffen wir, daß die diesbezüglichen weiteren Bestrebungen fruchtbar sind, zunächst im Interesse unserer Landwirtschaft, welche dadurch in erweitertem Maße aus dem Braugerstenbau Nutzen ziehen könnte, sodann im Interesse des deutschen Brauwerbes, welches dadurch im Besitze seines wichtigsten Rohstoffes mehr und mehr vom Auslande unabhängig werden würde!

Anzeigen.



Zum Verspritzen der Obstbäume, Heben, Karloffeln etc. empfehle ich meine neue patentamtlich geschützte

Universal-spritze.

Dieselbe eignet sich durch die auswechselbaren Mundstücke auch als Garten- und Feuerspritze. Prospette portofrei.

Gustav Drescher Halle a. S., a. u. B. Pelitzscherstr.

Bisher über 75000 St. versendet!
Taus. Nachbestell. von Gutsverwalt., landw. Vereinen etc. beweisen, dass uns. Fabrikate sich in allen Kreisen allgem. Beliebtheit erfreuen, da wir nur reelles, tadellooses, dauerhaftes Fabrikat liefern. Wir empfehlen unt. Garantie der Zurücknahme, falls nicht vollkommen entsprechen sollten, uns. berühmten, sog.



Militär-Pferde-Decken

dick, weich, warm wie Pelz, in dunkelbraun: in dunkelgrau: Grösse 150: 180 cm Grösse 140: 190 cm Pferd vollständig bedeckend, mit breiter Bordüre und ringsum benäht, nur Mk. 4.25 pro Stück.

Engl. Sport-Doppeldecken goldgelb oder erbsgelb, extra gross, 160: 205 cm, mit herrlicher Bordüre ringsum benäht, pro Stück nur Mk. 8.25.

Kl. Posten „Wollach's“ in Original Naturfarbe, dunkelgrau, mit Fracht-Bordüre, extra schwer und besondere Größe, 180: 205 cm, unverwüstlich, jedoch nur so lange der Vorrath reicht, pro Stück Mk. 8.50. Versandt gegen Nachnahme. **H. L. E. Schubert** Wolldecken-Fabrikate Dresden-A., Circusstrasse 24.

Alle Anzeigen,

welche für Landwirthe bestimmt sind, werden in fachgemässer Weise für sämtliche Zeitungen besorgt.

Special-Annoncen-Bureau für landw. Anzeigen

Otto Thiele,

Berlin SW., Bernburgerstrasse 3.

Druck und Verlag von Otto Thiele in Halle (Saale), Leipzigerstrasse 87.